

# Der Wolkenfeger.

Redaktion von P. Scheide-Pöller.

Der kleine Jahrmärktler Marcot hatte in seiner Kindheit immer geglaubt, er werde später einmal als erwachsener Mensch die Wolken am Himmel wegjagen können. Warum auch nicht? Soweit er zurückdenken konnte, war der grüne Armeswagen mit den kleinen Fensterchen seine Heimat gewesen. In dem rollenden Haus hatte er seine ersten Gedächtnisse gemacht und das weiße Fiedeln mit den vergoldeten Hüfen war seine treueste Freundin geworden.

Die älteren Geschwister, die schon auf Pflichten warten und durch die Luft fliegen konnten, fragten nicht viel nach ihm, obwohl er mit vier Jahren schon Messer werfen und mit sieben Jahren die Niesennelle schlagen konnte. Er aber grämte sich nicht und dachte: Marie nur, wenn ich groß bin, erfinde ich eine Leiter, die bis in den Himmel reicht, und vertreibt die Wolken, daß die Sonne immer über Frankreich und den Jertus scheint. Und das war sein Trost. Darum nannte man ihn den Wolkenfeger.

Der Spitzname blieb auch später, als Marcot die Wirklichkeiten des Lebens kennen lernte und seinen schönen Plan aufgeben mußte. Etwas von einem Träumer blieb aber doch in ihm, nur daß seiner ihn mehr deshalb zu verspotten wagte; denn Marcot war mit dreizehn Jahren der beliebteste Turner und Geiger der Magrini-Truppe geworden.

Für den Sommer 1914 hatte der Vater eine Tournee großen Stils veranstaltet. Nach allen Himmelsrichtungen hatte er Geld verdient, um sich im voraus auf den Jahrmärkten in Nordfrankreich einen guten Platz zu sichern.

Und wirklich — Juni und Juli brachten reiche Einnahmen. Überall, wo lustige Karawellen sich drehten, Wagnisgerinnen die Zukunft prophezeiten und Tierbändigerinnen erschiene, war auch die Magrini-Truppe zu sehen. Unter freiem Himmel, ohne Bedachung, schlugen sie den Jertus mit den schlichten Holzflügeln auf, und die Glanznummer des Programms bildete stets Marcots „Violon arien.“ Dieses lustige Geigenstück bestand in einem Schwingen von Stange zu Stange, von Seil zu Seil, bis zu dem höchst gelegenen Eisenstab, auf dem Marcot sich setzte und süße Geigenklänge durch die Lüfte sandte.

In diese Erfolge und Zukunftspläne schlug jäh die Runde von Krieg. Der hohle mit eiserner Faust die Künstler von ihren Seilen herunter und hielt sie die Waffe führen, statt fröhlich durch die Luft zu fliegen.

Papa Magrini wurde gleich einberufen. Ihm folgten bald die ältesten Söhne. Und nun kam das Elend. Die letzten Ersparnisse waren bald aufgebraucht. Die durchziehenden französischen Truppen hatten alles mitgenommen, was an Eßbarem aufzutreiben gewesen war und im Dorfe herrschte bittere Not.

Da lernte Marcot den Hunger kennen. Drei Ziegen wurden mit wechem Herzen geopfert. An dem Tag aber, wo auch die Nachfolger seiner Kindheitsgenossen, das Fiedeln mit den vergoldeten Hüfen, geschlachtet wurde, sah der Junge seine Mutter weinen.

Da schloß er sie, es würde bald besser kommen. Er würde ihr schon die Wolken vom Himmel wegjagen, daß die Sonne wieder scheint. Sie lächelte trübe. Sie glaubte an keine Sonne mehr. Aber der Junge behielt recht.

Als die Deutschen in ihrem Siegeslauf im Herbst auch das kleine Dorf besetzten und die Bewohner, die nicht halten stießen können, wie verängstigte Lente herumstapften, blieb Marcot fröhlich und tapfer. Er richtete die Mutter auf. Nein, sie brauche sich nicht vor den Deutschen zu fürchten, sie würden ihr nichts antun.

Langsam verloren auch die Bauern ihre Scheu, als sie sahen, daß ihre Kinder nicht gemordet und ihre Häuser nicht eingeschmiedet wurden, und die Schauerberichte des „Matin“ hier nicht in Erfüllung gingen.

Mit Erlaubnis gewahrte die Mutter, daß Marcot wieder turnte, die Niesennelle schlug und auf dem Drahtseil balancierte. Als sie ihn danach fragte, schüttelte er nur geheimnisvoll den Kopf: „Du wirst sehen.“

Und sie lachte und nannte ihn, wie früher, ihren Wolkenfeger.

Jim und Carmosine offenbarte er seinen Plan. Eines Tages begann er auch am grünen Wagen ein Stämmen und Sämmern. Einige Nachbarn halfen mit, und am anderen Morgen stand es am Schulhaus groß aufgeschlagen, daß die Magrini-Truppe am Abend für die Soldaten und Dorfbesitzer unter freiem Himmel eine Vorstellung geben wollte. Als letzte Nummer stand Marcots „Violon arien.“ Der Eintritt war frei, nur zum Schluß sollte gefammelt werden.

Die Soldaten, die nach schmerzlichen Kämpfen im Dorf Quartier bezogen hatten, freuten sich, und auch der Hauptmann, der um ein Haar beim Sturmangriff getroffen worden wäre, lachte vergnügt.

Das war ein guter Gedanke. Das brachte Abwechslung und Ablenkung und erinnerte an die friedlichen Zeiten und Vogelgeschichten davor.

Im Jahr 1914 begann Jim auf seiner Tournee zu schlingen, und da kamen auch schon die deutschen Soldaten, die sich auf einen fröhlichen Abend freuten. Ganz vorn in dem roten Sessel, den Marcot für besonders zu ehrende Gäste aus dem eisernen Bestand des grünen Wagens hervorgeholt hatte, saß der Hauptmann. Er trug an der Brust das Eiserne Kreuz erster Klasse; denn er hatte kurz zuvor mit ein paar Mann eine ganze französische Kompanie in Schach gehalten und so eine wichtige Stellung erreicht.

Die Dorfbesitzer brachten neue Bänke und setzten sich friedfertig neben die Feldgrauen. Niemand war in den Wilden Doh oder Jern zu lesen. Die Soldaten hatten mit der hungernden Bevölkerung ihr Brot geteilt und wiederum bei ihr eine freundliche Unterkunft gefunden.

Die Vorstellung zeigte, daß die kleinen Künstler nichts von ihrer Geschmeidigkeit eingebüßt hatten, Jim spielte den Kaufmann und Schlangenhändler wie noch nie. Sein Körper drehte und bog sich, um dann wieder leicht, wie eine Feder, emporzuschleudern. Er schloß die Feuer und turnte auf Pfählen.

Die Soldaten reckten die Köpfe, um besser zu sehen, und klatschten bei jeder neuen Vorführung kläglichem Beifall. Wie große Kinder waren die tauben bärtigen Männer geworden. Der Krieg war zurückgetreten. Ein Stückchen Heimat war zu ihnen gekommen.

Carmosine, die ein flimmerndes Rosafeld trug, erntete als Trapezkünstlerin wahre Triumphe. Zuletzt erschien Marcot mit seiner Geige. Er war um einen Kopf kleiner als die Geschwister und auch blässer und schwächer. Aber seine Augen leuchteten in eitel Glück. Vielleicht hatten die Soldaten das gesehen und darum bei seinem Auftreten so laut geflößelt.

Er verbeugte sich und klitterte dann an den Säulen hoch. Schwang sich von Seil zu Seil bis zu der höchsten Eisenstange, auf die er sich wie auf einer Bank niederließ. Dann nahm er die Geige und als er die ersten Töne entlockt hatte, fühlte er sich wieder vollkommen ruhig und sicher.

Im Zuschauerraum war es ganz still geworden. Weich und innig klang die Klänge aus der Höhe herab und weckten in der Soldaten Brust Heimweh und Sehnsucht. Stürmischer Beifall folgte dem Lied. „Noch eins — noch eins,“ schrien die Soldaten.

Marcot strahlte. Der graue Mäntel der letzten Kriegsmomente war vergessen. Der Traum seiner Kindheit hatte sich verwirklicht. Er stand auf einer Himmelsleiter und lehrte alle Wolken von den Seelen weg.

Da geschah das Un glaubliche. Er stürzte mit einem jubelnden Aufschrei zu dem Liebe an, das er immer auf den Armeswagen als Abschluß der Vorstellungen gespielt hatte: die Niesennelle.

Wie versteinert blickte die Mutter zu ihm auf. „Marcot — Marcot —“ hatte er alles vergessen — den bösen Krieg — die deutschen Soldaten, die die Nationalhymne der Franzosen hessen mußten, und die hier doch die Herren waren? Was würde nun mit ihm geschehen?

Auch die Dorfbesitzer schauten mit Scheuen, angstvollen Augen auf die Soldaten. Würden sie nach Marcot schauen? Die Mutter gefangen nehmen, den Jertus und den grünen Wagen aber gar noch das ganze Dorf verbrennen? Die Berichte aus dem „Matin“ schwirren durch die Köpfe und die Arme zitterten.

Es war ein seltsames Bild. Der kleine Marcot, der völlig unbefangenen aus seiner lustigen Höhe das Lied seines Vaterlandes herunterschmetterte.

„Mons, enfanis de la patrie —“ klang es durch die Luft. Erinnerungen erwachten in den Herzen der Bauern — sie dachten an die Söhne draußen im Feld — und warteten doch in fiebender Angst auf das Schreckliche, das jäh kommen mußte. Nur die Feldgrauen blieben mit stillem Gleichmut sitzen, weil ihr Hauptmann sich auch nicht gerührt hatte.

Die letzten hellen Töne der Niesennelle verklungen. Wieder schwang sich Marcot von Seil zu Seil, von Stab zu Stab, bis er die Erde erreichte.

Dann nahm er ganz wie früher seinen silbernen Teller, um zu sammeln. Nun mußte das Unabwendbare sich ereignen. Die Mutter bebte an allen Gliedern. Das arme Kind, das schon die Dorfbesitzer.

Marcot aber stellte sich vor den Hauptmann im roten Sessel und hielt ihm den Teller hin.

Der blickte in das junge, strahlende Gesicht, strich dem Knaben über den dunklen Scheitel und sagte: „Belle France, merci de cette belle musique.“ Und als Marcot auf den Teller schaute, sah er ein großes Geldstück darauf liegen.

Viele kleine Geldstücke gestiegen sich zu dem einen großen, und als der Knabe spät am Abend seine Schätze beschrieb, zählte er volle achtzig Franken.

# Russische Soldatenlieder.

Im „Neuesten Klapp“ schreibt Dr. Max Rosenberg (Gernsbach):

Bei keiner Armee spielt das Marschlied eine so große Rolle wie bei der russischen. Ob der russische Soldat zu Fuß wandert oder auf dem Pferde sitzt, immer singt er. Zu Beginn des Krieges hatte ich Gelegenheit, die Gesänge der russischen Soldaten, die gerade aus ihrer Heimat nach Galizien zogen, zu hören. Der Inhalt aller dieser Lieder war hochpatriotisch. Muth und Zueversicht sprach aus all diesen Gesängen. Beim Studium der neuesten russischen Soldatenlieder kommt man zu ganz anderen Ergebnissen. Hier sollen einige Proben russischer Lieder gegeben werden, wobei im vorstehenden bemerkt wird, daß die hier erwähnten Lieder lange nicht vollständig sind. — Als das Hauptziel des Krieges wurde von den russischen Imperialisten die Befreiung Galiziens, des alten Rothruhlans, angegeben. Dem russischen Volke wurden Wunderdinge über dieses Land erzählt, die Sehnsucht nach Galizien und nach der Butoina wurde im Muthschil förmlich großgezogen. Nun kamen die Soldaten nach Galizien. Ihrer Enttäuschung giebt folgendes Lied Ausdruck.

Unser Jar, der Nikolauß, Er trieb uns in ein Hungerland hinaus, Wo weder Ruch noch Doh in irgend einem Stall, Nur Juden, nichts als Juden überall.

Die Festung Przemysl spielt, wie man weiß, bei den russischen Soldaten eine große Rolle. In unzähligen Liedern wurde der Kampf um die Festung besungen. Z. B. so: Gorkow haben wir erungen, Und Stanislaw durch Geld bezungen, Doch der Przemysl haben die Oesterreicher Den Teufel hingestellt.

Der Verlust der Festung während der russischen Soldaten eine furchtbare Erregung hervorgerufen zu haben, denn in ihrer Seele war das Schicksal Przemyls mit dem Ruhlans innig verknüpft. Sie begannen nun zu spotten. Das Verhör der Russen sind mit Grüße gefüllte Leigtöpfe. Ueber die Füllung wird der Teig gezogen und verklebt. Dann werden die Röhre zum Kochen in siedendes Wasser getaucht. Wenn aber der Kochungsgeschicht war und die Leigtöpfe schlecht bereitet hat, dann geschieht es oft, daß der Teig im siedenden Wasser sich öffnet und an die Oberfläche steigt, während das Flüssel sinkt. Der russische Soldat deraletzt nun seine Heeresleitung, die Przemysl preisgegeben hat, mit einem solchen schlechten Koch und singt folgendes, im russischen Original wunderbarlich klingendes Spottlied:

Oben der Röhre, Unten der Grube, Verloren wir Przemysl, Ist auch Rußland nicht frei.

Vor den Maschinengewehren und Kanonen der Verbündeten haben die Russen große Angst. Ein Lied dergleichen die Geschütze mit Musik-Instrumenten:

Wenn die Curigen spielen die Geigen led, Ersticht die Unseligen jäh Schred, Doch wenn Ihre Spiele auf den Zymbalen, Dann können die Unseligen langsamer fallen.

Uebrigens singen nicht nur die slavischen, sondern auch die rumänischen Soldaten in der russischen Armee ähnliche Lieder. Nach der Niederlage der Russen bei Dornawatra sangen die beifahrts-rumänischen Soldaten auf ihrem Rückwege:

Quer Dornawatra, Ist unser Grab, Von den Curigen fallen zwei oder drei, Von den Unseligen aber Hunderttausende.

Die Vorhuten der russischen Armee, die Kosaken, lassen sich seltener gefangen nehmen, sie suchen meist ihr Heil in der Flucht. Ein Lied lautet:

Ellet Kosaken, Es kommen Kustraten, Die werden Euch schlagen Und wie Hunde Euch jagen.

Wohl am charakteristischsten kommt die jegliche Stimmung des russischen Soldaten in zwei Liedern zum Ausdruck, die in letzter Zeit sehr oft gesungen wurden:

Nikolauß, Du Unvorsichtiger, Wezu immer und überall Händel! Der Japaner, der hat Dich schrecklich beschämt Und der Germane zu Boden georrenen.

Das zweite Lied vergleicht den Deutschen Kaiser mit einem furchtbaren Sturm, der alles, auch den Jaren der Russen, wie Gras dahinnähmt:

Der Donner rollt, der Sturmwind braust, Zerstampet Eichen und Wälder; Der Jar der Germanen, Gott sei's gekant, Nähmt den weißen Jaren wie Gras.

Ist Soldaten, die solche Gedanken in ihren Liedern kugeln, kann kein Heerführer noch irgendwelche Schlacht gewinnen.

# Bei Gen. Häfeler.

Einmal Kriegsberichterstatter beim Hauptquartier.

Seine Unterredung mit dem englischen „Doppel.“

Ueber seinen Besuch bei General Häfeler im Großen Hauptquartier schrieb Julius Hirsch, der Kriegsberichterstatter des „Frankfurter Kurier“:

Mitten unter den Kämpfern im Argonner-Wald, in einem kleinen Dörfchen, hatte der älteste Kriegsfreiwillige des deutschen Heeres, der greise Generalfeldmarschall Graf Häfeler, sein Quartier aufgeschlagen. Auf einem idyllischen Dorfplatz, dem die Soldaten natürlich nach dem alten Marschall benannt haben, haust Graf Häfeler mit seinem Rittmeister, dem getreuen Adjutanten, in zwei kleinen Zimmern eines schlichten Häuschens, das ebenerdig und schmaltürmig, hinter einem bescheidenen Vorgarten liegt.

Majestät, ich habe 1870—71 eine Rippe in Frankreich verloren, die möchte ich mir gern wieder holen! Mit diesen Worten soll der alte „Gottlieb“ den Deutschen Kaiser gebeten haben, mit ins Feld ziehen zu dürfen. Und als die deutschen Männen in Frankreich eintritten, war Häfeler an ihrer Spitze, und er tritt toll wie einst, als an der Eider, wie bei Gravelotte und Beaune la Roland, als sie Tod und Verderben gepfeift.

Auf die Anfrage ob, unser Besuch genehm sei, kam die Antwort, es mache dem Herrn Generalfeldmarschall eine Freude, die Kriegsberichterstatter zu begrüßen. Es war spät Nachmittag, als wir kamen, auf Kleibern und Stiefeln duden Morast aus dem Argonner Wald. In der Höhe des Häuschens übte eine Musikkapelle eben einen Parade-marsch. Der Feldmarschall empfing uns in seinem Arbeitszimmer; auf Tisch und der altersschwachen Kommode Bücher, Papiere in genialer Unordnung, Pöden mit Liebesgaben. Kein Bild an der Wand. Hier wohnt der alte Häfeler. Mit dem Gefühl tiefer Ehrfurcht tritt man in die Stube des Feldmarschalls, dessen Name schon im Frieden mehr noch als ein Armeekorps. Wir stehen vor dem Mann, dem jahrelang die Wacht an der Grenze anvertraut war, in dem die rastlose Pflichterfüllung und die ungebrogene, eiserne Willenskraft des deutschen Heeres verkörpert ist. Der greise Marschall steht, bis wir alle Platz genommen haben. Das ist nicht leicht bei den wenigen Mädelstücken, aber es findet sich noch etwas von dem „Zeug“, wie der Graf die Sessel stültert; er scheint das Zimmerleben ebenso abzuweisen wie das Gehen und Stehen; die alten Reiterbeine wollen nicht mehr. Und auch die Schiffe, die 1870 ihm durch die Hüfte gingen, melden sich. Der alte Rothwieg Bernhard Baumeister (in Alexiss „Prinz von Hesse-Homburg“) steht vor mir auf! Hallo, da ist ein Pferd durchgebrannt, und sein Reiter steht vor mir, wie er im Sattel saß. Ja, auf dem Pferd, da ist es etwas anders! Da kann man den bald Wälgelährten Hundelangen galoppieren sehen. Im Anfang des Krieges, als es auch im Westen noch brauf und dran ging, ritt Häfeler so manche Patrouille, und ein französischer Gefangener war eines Tages die Beute eines Galoppes in ein eben vom Feind verlassenes Dorf. Der Häfeler reitet mitten durch die Dorfstraßen, mag es von rechts und links Granaten regnen; seine Begleiter löst er immer auf gefahrloseren Wegen um das Dorf reiten. Der Alte ist gefeit vor jeder Kugel,“ flüstern sich unsere Soldaten zu, und mit anglicker schlaunten Augen blicken ihm die französischen Frauen nach. Drüben bei den Franzosen heißt er „Le Diable de Metz“, und sie schwören darauf, dieser Teufel führe die Arme der Deutschen Kronprinzen, der ein Stückchen Land nach dem andern ihren Krallen entrecht.

Das hübsche Gesicht des alten Herrn zeigt die feinsten Linien, das welche lange Haar umhüllt wie Seide den Kopf. Die Augen blicken frisch wie beim Jüngling, manchmal blinzelt ein kleines, ironisches Licht in den Augenwinkeln auf; wenn er spricht und wenn er horcht, liegen seine feinen, schmalen Hände — sie könnten dem reizendsten Mädchen gehören — getreuzt auf seiner Brust. Der Körper sitzt aufrecht wie der eines jungen Kavalleristen; auf dem feldgrauen Waffenrock seines Reiterregiments ist der Orden Pour le merite der einzige Schmuck.

Die Stimme des Feldmarschalls klingt hoch und hell; auch in ihr liegt etwas Mädchenhaftes. Der Anfang des Gesprächs streift unsere Tätigkeit; da blizt die feine Bemerkung des Feldmarschalls auf: „Es wird sehr schwer sein, die Geschäfte dieses Krieges zu schreiben, und sehr langweilig, sie zu lesen.“ Man hört auf jedem seiner Worte, die Art der Kriegführung, zu der man jetzt vornehmlich im Westen angewungen ist, gefällt ihm nicht.

„Düffel, Königgrätz, Wionville, das sind Punkte in den Kriegen unserer Zeit, die ich am höchsten schätze.“ Nach einer kleinen Pause: „Sehen — hat auch seine Bedeutung.“ Was man Feldschlacht genannt hat, kommt nicht mehr vor. Das Wortgästelreiben im Osten ist gewiß ein großes, militärisches Ereignis,

aber eine Schlacht von Wionville wird nicht mehr geschlagen! Jetzt muß man aus einem festen Graben den Gegner im andern überdöseln! Aber auch dazu gehört eine Menge Courage, und die ist der jetzigen Generation nicht abzusprechen. Es ist für einen ausgebildeten Soldaten leichter, in Reich und Glied, in Schützengruben zugehen oder eine Attake zu reiten, als im Schützengraben zu liegen, wo einem jeden Moment so ein Ding um den Kopf fliegt. Es sind schreckliche Mittel, die jetzt gebraucht werden, die Stinbomden, die sind ein furchtbares Zeug! Aber unsere Kerle sind trotz alledem brütant! Wenn man sich aber die Bilder aus früheren Feldzügen vor Augen führt, die bleiben einem unbegreiflich! Und lächelnd meinte er noch: „Es war früher eleganter.“

Einer stellt die Frage: „Könnte nicht die Schlacht an der Marne als richtige Feldschlacht bezeichnet werden?“ Der Marschall schüttelt den Kopf. „Nein, bei Lagarde war hier im Westen das letzte Bewegungsgescheh.“

Als das Gespräch auf die Verwendung der Kavallerie in diesem Feldzug kam, bemerkte Graf Häfeler unter anderem: „Ich habe mein Ulanenregiment einmal in den — Vogesen gesehen, jetzt liegt es im Schützengraben.“ Und dabei seufzte er ein wenig im Namen seiner Männen. „Ich sah wohl Kavallerie, besonders zu Beginn des Krieges, in größeren Verbänden, aber ein galoppierendes Regiment habe ich in diesem Jahre nicht gesehen.“

„Warum haben Erzgenz gerade die Argonnen zum Aufenthalt gewählt?“ „Woll Resignation war seine Antwort: „Um ein Kommando zu übernehmen, war ich zu alt. Im letzten Augenblick habe ich an den Reiter telegraphiert, er möge mich meinem alten Armeekorps zuteilen, und da antwortete der Kaiser telegraphisch sehr liebenswürdig, er wolle mich mit größtem Vergnügen diesem Korps zuteilen. Da wurde ich als Schlachtdummler mitgenommen. So nannten wir 1870 die Offiziere, die drauhen kein Kommando hatten.“

„Haben Eure Erzgenz nicht die Vergnügung, daß ein großer Teil von dem, was unsere Truppen jetzt leisten, auf Eurer Erzgenz Arbeit beruht?“ „Es bleibt ja immer etwas hängen, und unsere Truppen sind wie die von dogmat.“ — „Daß die Franzosen gar nicht an Metz heran können, daß sie ganz vom weitem bishauen müssen?“ — Der alte Feldmarschall antwortete nicht, aus den stillen Augen aber leuchtete die Freude an der Arbeit vergangener Jahre. „Ich werde bald nach dem friedlichen Weg zurückkehren,“ bemerkte er nur ruhig. Erhaunt folgte die Frage: „Hoffen denn Erzgenz auf einen baldigen Frieden?“ — Der Graf antwortete nicht direkt, sondern meinte nur: „Wenn man so fortfährt mit diesem Krieg, dann kann es noch sehr lange dauern. Heute will ja jeder etwas haben. 1870 und 1871 hatte Frankreich in der ersten Zeit auch einen großen Mund, dann wurde es aber immer kleiner und kleiner und schließlich hat es sich in das Schicksal ergeben, den Frieden zu schließen, der für uns sehr günstig war. Damals glaubte man wunderbar, was man für ein Kröfus geworden wäre! Das Geld, das Frankreich zahlen mußte, reichte aber gar nicht lange. Sie sehen ja, wie es jetzt ist, da wird nur so herumgeschämmt mit dem Geld, zwanzig, fünfzig Milliarden sind gar nicht! Es liegt eben eine ungeheure Zeit zwischen 1870 und heute, aber trotzdem, daß die Leute bei uns so viel Geld zusammenhauen können, hätte ich nicht geglaubt! Bei dem kommen-



# How to Grow Bigger Crops of Superb Fruit—FREE

YOU need this practical, expert information. Whether you own or intend to plant a few trees or a thousand, it is information that will save you time, labor and money. Get it! Simply send us your name and address on the coupon—or on a postal, if you prefer.

Stark Bro's Nurseries at Louisiana, Mo. Read it and learn about the new fruit-triumph of Stark Bros' long Century of Success—the "Double-Life".



Stark Bro's Want Good Salesmen—Cash Commission Paid Weekly

aber eine Schlacht von Wionville wird nicht mehr geschlagen! Jetzt muß man aus einem festen Graben den Gegner im andern überdöseln! Aber auch dazu gehört eine Menge Courage, und die ist der jetzigen Generation nicht abzusprechen. Es ist für einen ausgebildeten Soldaten leichter, in Reich und Glied, in Schützengruben zugehen oder eine Attake zu reiten, als im Schützengraben zu liegen, wo einem jeden Moment so ein Ding um den Kopf fliegt. Es sind schreckliche Mittel, die jetzt gebraucht werden, die Stinbomden, die sind ein furchtbares Zeug! Aber unsere Kerle sind trotz alledem brütant! Wenn man sich aber die Bilder aus früheren Feldzügen vor Augen führt, die bleiben einem unbegreiflich! Und lächelnd meinte er noch: „Es war früher eleganter.“

Einer stellt die Frage: „Könnte nicht die Schlacht an der Marne als richtige Feldschlacht bezeichnet werden?“ Der Marschall schüttelt den Kopf. „Nein, bei Lagarde war hier im Westen das letzte Bewegungsgescheh.“

Als das Gespräch auf die Verwendung der Kavallerie in diesem Feldzug kam, bemerkte Graf Häfeler unter anderem: „Ich habe mein Ulanenregiment einmal in den — Vogesen gesehen, jetzt liegt es im Schützengraben.“ Und dabei seufzte er ein wenig im Namen seiner Männen. „Ich sah wohl Kavallerie, besonders zu Beginn des Krieges, in größeren Verbänden, aber ein galoppierendes Regiment habe ich in diesem Jahre nicht gesehen.“

„Warum haben Erzgenz gerade die Argonnen zum Aufenthalt gewählt?“ „Woll Resignation war seine Antwort: „Um ein Kommando zu übernehmen, war ich zu alt. Im letzten Augenblick habe ich an den Reiter telegraphiert, er möge mich meinem alten Armeekorps zuteilen, und da antwortete der Kaiser telegraphisch sehr liebenswürdig, er wolle mich mit größtem Vergnügen diesem Korps zuteilen. Da wurde ich als Schlachtdummler mitgenommen. So nannten wir 1870 die Offiziere, die drauhen kein Kommando hatten.“

„Haben Eure Erzgenz nicht die Vergnügung, daß ein großer Teil von dem, was unsere Truppen jetzt leisten, auf Eurer Erzgenz Arbeit beruht?“ „Es bleibt ja immer etwas hängen, und unsere Truppen sind wie die von dogmat.“ — „Daß die Franzosen gar nicht an Metz heran können, daß sie ganz vom weitem bishauen müssen?“ — Der alte Feldmarschall antwortete nicht, aus den stillen Augen aber leuchtete die Freude an der Arbeit vergangener Jahre. „Ich werde bald nach dem friedlichen Weg zurückkehren,“ bemerkte er nur ruhig. Erhaunt folgte die Frage: „Hoffen denn Erzgenz auf einen baldigen Frieden?“ — Der Graf antwortete nicht direkt, sondern meinte nur: „Wenn man so fortfährt mit diesem Krieg, dann kann es noch sehr lange dauern. Heute will ja jeder etwas haben. 1870 und 1871 hatte Frankreich in der ersten Zeit auch einen großen Mund, dann wurde es aber immer kleiner und kleiner und schließlich hat es sich in das Schicksal ergeben, den Frieden zu schließen, der für uns sehr günstig war. Damals glaubte man wunderbar, was man für ein Kröfus geworden wäre! Das Geld, das Frankreich zahlen mußte, reichte aber gar nicht lange. Sie sehen ja, wie es jetzt ist, da wird nur so herumgeschämmt mit dem Geld, zwanzig, fünfzig Milliarden sind gar nicht! Es liegt eben eine ungeheure Zeit zwischen 1870 und heute, aber trotzdem, daß die Leute bei uns so viel Geld zusammenhauen können, hätte ich nicht geglaubt! Bei dem kommen-

den Krieg neben vollständig lobmangelnd werden. Tausende und Abertausende der beliebtesten selbstgeübten Sängern wurden alljährlich nach Amerika, Frankreich, England und auch Rußland ausgeführt, der Krieg hat hier seinen Nachspruch getan, durch den viele Jüchter ruinirt wurden. Die vorjährige Aufsucht an Hähnen verblieb den Jüchtern vollständig, denn auch die reichsten Kunden gaben keine Bestellungen, nur unter der Hand konnten einige Vögel verkauft werden. Ein Teil der Jüchter hat die Gelege geschlagen und die Eier anstelle der teuren Hühnerzener veräußert, die weidlichen Vögel wurden als „un-nütze Fresser“ meist nach dem Aufschlaf getödtet. Ein anderer Teil der Jüchter hat das Vogelzuchtgewerbe aufgegeben und sich einem Kriegsgewerbe zugewandt.

Wenn ich lieben heißt es, wenn man sagen kann, wie man liebt. Petrarca.

Für Silbergeschirr. Silbergeschirr erhält einen guten, dauerhaften Glanz, wenn man es mit einem Brei aus Schlemmkreide und Salmiakgeist bestricht und dann, nachdem dieser getrocknet ist, mit einer weichen Bürste abreibt. Oder man reibt zuerst das Geschirr mit Salmiakgeist ein und putzt mit Schlemmkreide nach.

Deden zu waschen. Mattierte Deden weicht man einen Tag lang in kaltem Wasser ein, das man während dieser Zeit mehrmals erneuert. Ist der Staub auf diese Weise ausgehoben, so wird die Dede auf einem Tisch oder auf der Diele glatt ausgebreitet und mit einer starken, aber kalten Seifenlösung mittelst Bürste abgerieben. Hierauf wird sie ebenfalls in kaltem Wasser, das mehrmals zu erneuern ist, gespült, trocken ausgetrieben und dann glatt ausgehoben. Dies ist vor dem völligen Trockenwerden nochmals zu wiederholen.

Chop Suey. Von einem Lahn wird Suppe gekocht, dann schneidet man das Fleisch in Würfel; eine große Zwiebel wird fein geschnitten, in Butter gebünstet dazu getan, und mit etwas von der Suppe gut verrührt, daß es eine sämige Sauce gibt; eine Büchse Pilze oder frische Pilze in die Sauce gegeben, dann das würflich geschnittene Fleisch, Salz und Pfeffer nach Geschmack und ungefähr 15 Minuten kochen lassen. Nachher löst man Reis oder Aubeln, läßt gut abtropfen, was entweder die Aubeln oder den Reis auf eine längliche Pfanne stellt und gibt das Chop Suey darüber.